

**Rudolf Stöber: Mediengeschichte. Die Evolution ‚neuer‘ Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung. Band I: Presse, Telekommunikation, Band II: Film, Rundfunk, Multimedia**

Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften 2004 (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), Bd.I: 238. S., ISBN 3-531-14038-8, € 19,90; Bd.II: 282 S., ISBN 3-531-14047-7, € 22,90

Eine Einführung in die Mediengeschichte gerät naturgemäß auch immer zu dem Entwurf einer Medientheorie. Wenngleich Rudolf Stöber dankenswerterweise hier in Anlehnung an Robert K. Merton (Bd.I, S.30) Theorien mittlerer Reichweite von Makrotheorien unterscheidet, kommt er auch nicht ohne eine solche Großtheorie aus: Er wählt das Modell der biologischen Evolution. Dieses scheint überzeugend, wird es doch als rein analoges Funktionsschema begriffen und allzu konkrete Homologieschlüsse, wie sie etwa Dawkins neuerlich (2002) vorschlug, werden vermieden. Dieser Ansatz erlaubt es dem Autor, sehr disparate Mediengeschichten ohne allzu starke Überformungen im abschließenden Kapitel aufeinander zu beziehen. Dies ermöglicht dem Kommunikationswissenschaftler, sich dabei von den zahlreichen monokausalen Entwürfen manch hergebrachter Medientheorie frei zu machen. Wesentlich ist bei der Darstellung eines grundlegenden, an Schumpeter angelehnten Phasenmodells von Invention, Innovation und Diffusion, die Frage nach der Wirksamkeit bzw. den Abläufen der Durchsetzung und Etablierung je neuer Medien und des entsprechenden Fortlebens der alten. An die Stelle technischer Innovationen als *causa prima* treten Beschreibungen gesellschaftlicher Bedürfnisse. Deren jeweilige – so die der biologischen Terminologie entlehnten Begriffe – Adaption und Exaptation (das sind „abgeleitete Verbesserungen für neue Funktionen“ [Bd.II, S.252]) ermöglichen in der Konkurrenz heterogener Medieninnovationen den schließlich dominanten Neuerungen einen entscheidenden Vorteil im ‚survival of the fittest‘. Stöbers Mesotheorie, die Diffusionstheorie, erklärt analog den gesellschaftlichen Erfolg medialer Neuerungen zum eigentlichen Motor der Medienevolution, während die Medienerfindungen im engeren Sinne zunächst eine Reihe richtungsloser Mutationen darstellen, aus denen selek-

tiert wird. „Die Medien generieren sich selbst, sie schufen sich quasi aus dem Nichts: Schon die Reformation des frühen 16. Jahrhunderts zeigte das emergente, als solches nicht vorhersehbare Phänomen. Nur *ex post* erscheint es zwingend, wobei diese Perspektive jedoch die Kontingenz oder Offenheit der Geschichte übersieht. Die Emergenz der kulturellen Evolution ist vermutlich die tiefgreifendste Parallele zur biologischen Evolution.“ (Bd.II, S.252) So begrüßenswert die multikausale Einbindung in sozialhistorische Prozesse ist, als deren Ursachen wie Indikatoren die Medien vorgestellt werden (vgl. Bd.II, S.249), scheint gelegentlich die allzu enge Anbindung an die Terminologie der biologischen Evolutionstheorie desorientierend. Denn es handelt sich bei einem solchen Strukturmodell zunächst um eine übergeordnete methodische Figur zur Beschreibung sich selbst organisierender Prozesse, die von vorne herein auf unterschiedlichste gesellschaftliche und natürliche Entwicklungen anzuwenden ist. Die konkreten Umstände, die Stöber sinnvollerweise vor Augen führt, entstammen dann auch in der Regel der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, und es ist kein Zufall, dass Darwin und Wallace seinerzeit die entscheidende Inspiration durch das Werk des englischen Ökonomen Thomas Robert Malthus erhielten. Unbenommen der wissenschaftshistorischen und epistemologischen Brisanz dieses Faktums scheint mir die fehlende Thematisierung des evolutionären Charakters kultureller Systeme Ursache der einzig größeren Schwachstelle des Buches, nämlich, die allerdings auch von Stöber selbst als problematisch eingeführte, Ein- und Ausgrenzung der Gegenstandsbereiche einer Mediengeschichte. So begründet er diese trotz Diskussion der systematischen Medienklassifikationen von Neidhard und Gerhards, Luhmann und Pross letztlich schlicht aus dem Kanon der Kommunikationswissenschaft (Bd.I, S.10ff.). Es wird deutlich, dass rein systematische Klassifikationen – und gerade das ließe sich anhand der dynamischen Ordnungskriterien der Biologie zeigen – an der mangelnden ‚Trennschärfe‘ gegenüber der Komplexität der Phänomene scheitern müssen. Stöbers Argumentation mit ihrem historischen Beginn mit Gutenbergs Druckerpresse könnte allerdings im Sinne einer Einbindung etwa in zivilisationstheoretische oder figurationssoziologische Modelle leichthin aus der Sache begründet werden, denn die Dynamik der neuzeitlichen Gesellschaften kennzeichnet eine spezifische Qualität immer stärkerer Medialisierung, das heißt „Durchdringung des gesellschaftlichen Lebens“. (Bd.II, S.254) von der aus die Relevanz einzelner sich wandelnder Mediendispositive erkennbar wäre. Allerdings würde man dann den – hier nicht berücksichtigten – vorindustriellen Brief nicht weniger als das von Stöber behandelte ‚Individualmedium‘ Telefon, das er als „Vorläufer und als Basistechnologie“ (Bd.I, S.11) heutiger Netzwerkkommunikation bezeichnet, berücksichtigen müssen.

Nun sollte man diese lesenswerte Einführung für Studenten und interessierte Laien nicht überfordern, denn sie bietet nicht nur eine Vielzahl wohlgeordneter, größtenteils recht plausibel und anregend erzählter Fakten, sondern fügt sie zu einem bemerkenswerten Modell zusammen, das, ohne einen in den Medienwis-

senschaften leider so häufigen ontologisierenden Geltungsanspruch zu erheben, als eine fruchtbare Hypothese auch das Fachpublikum interessieren dürfte. Verfolgt man diese, zeigt sich zugleich Problem und Herausforderung des gewählten Theoriemodells der biologischen Evolution. Mediengeschichte als Teil der kulturellen Evolution findet tatsächlich im Kontext der allgemeinen biologischen Evolution statt und die präzise Verknüpfung und Differenzierung beider scheint mir vielleicht das große Desiderat der aktuellen medienwissenschaftlichen Forschung.

Norbert M. Schmitz (Kiel/Wuppertal)